

dtv

Berlin, im Frühling 2013. Ein Fahrradunfall führt sie zusammen: Clara, eine junge Ärztin, und Amal, eine Studentin, die aus dem Irak geflohen ist und in Deutschland auf Asyl hofft. Die impulsive Amal und Clara kommen einander näher, gerade als Claras Freund Tarun, ein in Berlin lebender Architekt, zum ersten Mal seit Jahren mit seiner Geburtsstadt, dem indischen Kolkata, konfrontiert wird: Tarun soll unweit des Ortes, an dem er in bescheidenen Verhältnissen aufwuchs, ein Bauprojekt leiten. Als Amals Großmutter unerwartet stirbt, beschließt Clara spontan, an Amals Stelle nach Bagdad zu Rauya, Amals Mutter, zu fliegen. Bei ihrer Ankunft in Bagdad weiß Clara noch nicht, dass sich Amals, Taruns und auch ihr Leben entscheidend verändert hat. Hannah Dübgen erzählt spannend von einer ungewöhnlichen Freundschaft, der Suche nach Wahrhaftigkeit und dem Leben in der Fremde.

Hannah Dübgen wurde 1977 geboren. Sie studierte Philosophie, Literatur- und Musikwissenschaft in Oxford, Paris und Berlin. Sie arbeitete für Schauspiel und Musiktheater, und schrieb die Libretti mehrerer international erfolgreicher Opern. Ihr Debütroman ›Strom‹, ausgezeichnet mit Preisen der Landeshauptstadt Düsseldorf und des Literaturfestivals von Chambéry (Frankreich), erschien 2013 bei dtv.

Hannah Dübgen

Über Land

Roman

dtv

Von Hannah Dübgen ist bei dtv außerdem erschienen:
Strom (24972, 14382)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**



2018 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München 2016
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,
Stephanie Weischer unter Verwendung eines Fotos
von plainpicture/Elise Ortiou Campion
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
(Satz nach einer Vorlage von Gaby Michel, Hamburg)
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14643-2

*Das Leben besteht aus zwei Teilen:
der Vergangenheit – ein Traum.
Und der Zukunft – ein Wunsch.*

Arabisches Sprichwort

Die Beine rennen einfach weiter, als gehörten sie nicht ihr, gejagt von den Schlägen im Brustkorb und ihrem keuchenden Atem. Amal sieht einen Pfosten vor sich auf dem Gehsteig, sie greift nach ihm, schwingt ihren Körper um das geriffelte Eisen, und endlich – gehorchen die Füße. Stillstand. Erschöpft legt Amal ihre Stirn auf den Pfosten, kalte, trockene Luft sticht in ihren Bronchien, kratzt wie der Staub in einem Sandsturm. Sie zwingt sich, langsamer zu atmen, schließt dazu den Mund und die Augen, folgt konzentriert ihren Atemzügen und beginnt, sie so zu steuern. Seinen Atem kontrollieren heißt, sich im Griff zu haben. Heißt, die Welt wieder klar zu sehen: die stille Straße vor ihr. Die ordentlich geparkten Autos, aufgereiht am Straßenrand wie bunte Steine auf einer Kette. Weiter hinten, an der Kreuzung, eine Bushaltestelle, wahrscheinlich mit einer Karte der Gegend. Einer Karte, die ihr den Weg weisen wird, zurück.

Amal seufzt, stößt sich aus der Hüfte heraus von dem Pfosten ab und reibt sich die Stirn mit dem Ärmel ihrer viel zu großen Regenjacke trocken. Dann nimmt sie die Haarsträhne, die sich beim Laufen gelöst hat, zwirbelt sie und rollt sie dreimal fest um ihren Haarknoten, bevor sie die Haarspitzen unter der Spange feststeckt. Hinein ins Nest, wie Großmutter sagt. Ischtars gezwirbelter Haarknoten. *Hält den ganzen Tag, Amal.* Einen Tag lang im Garten. In der Universität. Der Knoten hält sogar im Gedränge vor den Straßenkontrollen. Nur für hektisches Davonlaufen ist Ischtars Nest nicht gemacht.

Sie starrt noch immer auf die leere Straße, der Entflohenen hinterher. Als käme die gleich zurück und erklärte ihr, was genau geschehen ist, warum der Rucksack nicht im Fahrradkorb, sondern auf dem Pflaster liegt und Clara, das Fahrrad zwischen den Beinen, mitten auf der Fahrbahn steht. Zitternd, als wäre sie angefahren worden und nicht die junge Frau. Die vielleicht noch gar keine Frau, ein Mädchen ist, genau war das nicht zu erkennen, als die Frau, das Mädchen neben ihr auf dem Boden gelegen hat, dann hastig aufgesprungen und weggerannt ist. Sie lief schnell und wendig und doch mit ungewöhnlich ausladenden Bewegungen, ob diese Art zu rennen mit ihren Schuhen zusammenhängt, hat Clara noch überlegt, hohe, enge Schnürstiefel, die so gar nicht zur Kleidung passten, zu der weiten Stoffhose und der Regenjacke, die das Mädchen umflatterte wie ein Fallschirm.

Clara blickt an sich hinunter, entdeckt am Saum ihrer Jeans den Abdruck einer Profilsohle und auf dem Schutzblech ihres Fahrrads etwas Dunkles, sie schaut genauer hin, es sind mehrere Stofffasern. Eine Spur, denkt Clara unwillkürlich, Fetzen von ihrer Kleidung, wahrscheinlich der Hose. Als sie die Fasern in die Hand nimmt, spürt sie, dass sie klebrig, blutig sind. Die geflohene Frau ist also verwundet. Schwer, braucht sie Hilfe? Als sie davonrannte, war von einer Wunde nichts zu sehen, und auch auf der Straße ist nirgendwo Blut. Clara greift sich ins Haar und hält sich an ihren kurzen Locken fest. Hätte sich die junge Frau schwerer verletzt, sich den Fuß gebrochen oder beim Aufprall auf dem Pflaster ein Schädel-Hirn-Trauma erlitten, wäre sie nicht so schnell entkommen, das ist sicher. Dafür waren ihre Reaktionen zu prompt und zu präzise. Sicher ist aber auch, denkt Clara weiter, dass ihre Flucht derart panisch war, dass leichte

Schmerzen im Bein oder dem Ellenbogen sie nicht aufgehalten hätten. So wie die Rufe sie nicht aufgehalten haben, an die sich Clara jetzt erinnert: Sie hat der Flüchtenden nachgerufen, mehrfach, mindestens zwei Mal, »Hej!«, und dabei das Gefühl gehabt, ihre Rufe prallten an dem Rücken der Rennenden ab wie an einer Mauer.

Die Straße, auf der sich das alles zugetragen hat, liegt noch immer leer und still in der Vormittagssonne. Eine Ruhe, die Clara misstrauisch macht; gäbe es die Stofffasern nicht, könnte man meinen, sie wäre schlicht einen Augenblick lang unachtsam gewesen, hätte sich, wie öfters nach dem Nachtdienst, in ihren Gedanken, einer Träumerei verfangen ... Doch es gibt die Fasern, blutverschmiert kleben sie aneinander. Vorsichtig legt Clara die Fasern auf ein Taschentuch, faltet das Taschentuch zusammen und steckt es in ihr Portemonnaie, neben die Münzen.

Straßen, so leer, als gäbe es seit Wochen kein Benzin mehr. Gehsteige, verwaist wie bei einem Bombenalarm. Doch bei genauerem Hinsehen stimmt das nicht, denn bei einem Alarm wären Spuren des hektischen Aufbruchs sichtbar, eingedrückte Früchte auf dem Pflaster, ein Fußball im Rinnstein und offene Türen, hinter denen verschreckte Katzen hervorlugen ... Hier, auf diesen Straßen, ist jedoch alles aufgeräumt, an seinem Platz. Auf den Autos Schmutz von höchstens ein paar Tagen, die Türen und Fenster verschlossen. Eine Sorgfalt, die von Leben zeugt, einem geordneten Leben, und von ruhigem Schlaf. Hier schlafen einfach alle noch, murmelt Amal und versucht ein Lächeln, das jedoch beim Auftreten ihres linken Fußes verkrampft. Das Ziehen in ihrem Knie, dem mit der Schürfwunde, ist auf den letzten Metern stärker geworden, es ist immer noch kein höllischer Schmerz, aber unangenehm genug, um nicht einfach übergangen werden zu können. Amal schaut sich um, sucht nach einer Sitzgelegenheit, einer Bank am Wegrand, einem Café oder ein paar Stühlen vor einem geöffneten Kiosk, doch nichts davon scheint es hier, zwischen den hinter Rasenflächen und Büschen zurückgesetzten Häusern zu geben. Inmitten dieses saftigen Grüns, das im hellen Frühlingslicht geradezu übernatürlich leuchtet; gut genährt vom Regen glänzen und funkeln die Blätter, zwinkern einem zu. Magische Natur zwischen dem kalten Weiß der Hauswände und dem Einheitsgrau der Gehsteige. Amal hebt den Kopf in den Nacken und blinzelt, sie mag das überaus klare, scharfe Schatten werfende Frühjahrslicht hier in Deutschland, solange es auf Blätter, Halme oder ihre Haut fällt, auf lebendige Materie, nicht auf die glatten Fassaden oder den stumpfen, graubraunen Beton, der die Häuserblocks um das

Heim herum dominiert. Dieses Graubraun, eine Unfarbe, ein »Rest aus alten Tagen«, hatte der Heimleiter erklärt, »als es bei uns noch keine Freiheit und so gut wie keine Flüchtlinge gab«.

Das Ziehen in ihrem Knie wird stärker, doch Amal will sich ihm nicht beugen, sie ballt beim Laufen wütend ihre Hände zu Fäusten. Warum ist sie überhaupt heute, an einem Sonntag, aus dem graubraunen Beton in Brandenburg hinaus, nach Berlin gefahren? Zielloos, einfach so in die Stadt hinein, nicht, um Arbeit zu suchen oder aus der Ferne den Trödelmarkt zu beobachten, von dem es heißt, dort trafen sich die Araber. War das nötig? War das klug? Ist es nicht widersinnig, erst sein Leben zu riskieren, um der Gefahr zu entkommen, und sich dann derart leichtfertig in Gefahr zu begeben? Amal bleibt stehen, blickt sich um und pfeift verächtlich durch die Zähne: Was heißt hier Gefahr! Um auf diesen Straßen in einen Unfall verwickelt zu werden, braucht es geradezu Talent. Wahrscheinlich hat die Stille sie verstört, leichtsinnig gemacht, sie ist so viel Ruhe in einer Großstadt einfach nicht gewohnt, sie, *a kid of the red zone*! Die Straßen ihres Viertels in Bagdad galten schon vor zehn Jahren als gefährlich, Großmutter's Garten, *a potential death-trap*, haben die Amerikaner gewarnt, als sie sahen, dass Ischtars Garten direkt an die Rückwand der alten Moschee angrenzt. Aber was heißt das schon, denkt Amal und beschleunigt ihre Schritte: Wer bestimmt, was gefährlich ist, wer sagt, dass es die Gärten oder offenen Straßen sind, zeigt Vaters Schicksal nicht, dass die größte Gefahr nicht im Freien liegt, sondern in geschlossenen, lange vertrauten Räumen?

Die Straße vor ihr gabelt sich, Amal muss sich entscheiden, wählt links. Eins ist vor allem wichtig, denkt sie beim Weiterlaufen, in Bewegung bleiben, wachsam sein und niemandem leichtfertig vertrauen. Lächerlich, das Loch in der Hose. Lächerlich,

die kleine Wunde und das Ziehen im Knie, kein Vergleich zu den Schmerzen in ihrem Rücken, im Kopf, als sie sich nachts im Fieber auf dem Waldboden wälzte ... Amal sieht auf und hält ihr Gesicht jetzt direkt in die Sonne: in Bewegung bleiben, im Rhythmus und im Licht. *Alles Leben vergeht ohne Licht.* Ischtars Worte. Zeigen, was zählt. Die Nächte auf dem Waldboden, auf der schimmelnden Matratze im Knast – welchen Sinn hätten sie gehabt, wenn sie nicht einmal hier herumläuft, wie und weil es ihr gefällt! Amal rennt jetzt fast, der Sonne entgegen, die Straße vor ihr macht eine Kurve und mündet schließlich in eine breite, befahrene Allee.

Ihr Impuls, immer wieder auf die Internetseite mit den Verkehrsregeln zurückzukehren, führt Clara vor Augen, dass sie nicht zur Ruhe kommt. Obwohl sie bereits vor über einer Stunde erfahren hat, was sie wissen wollte: Der Zusammenstoß heute Morgen ist nicht ihre Schuld gewesen. Denn auch Fußgänger sind angehalten, eine Fahrbahn »unter Beachtung des Straßenverkehrs« zu überqueren, und das Hervorspringen zwischen parkenden Autos heraus auf die Fahrbahn ist sogar ausdrücklich zu vermeiden. Clara schließt das Fenster auf dem Bildschirm. So weit die Rechtslage. An ihrem schlechten Gefühl ändert die jedoch nichts. Was, wenn die junge Frau die Vorschriften nicht kannte? Obwohl sie sie kennen müsste, aber was bedeutet das schon, wenn die Frau hier fremd ist und sie sich in dem ruhigen Wohngebiet auf die Umsicht der anderen verlassen hat? Geht es hier denn nur um Schuld oder auch um Vorsicht, um genau jene Vorsicht, denkt Clara, die sie selbst doch oft beim Anblick ihrer Patienten einfordert ... In der Notaufnahme sieht sie täglich Menschen nach einem Unfall vor sich auf der Trage, Patienten mit leichten Prellungen, komplizierten Knochenbrüchen oder lebensgefährlichen Blutungen. Und wie oft fragt sie sich, wenn im Bericht die Wörter »angefahren« oder »zu Boden gerissen« stehen: War das nicht vermeidbar? Wer Schuld an dem Unfall hatte beziehungsweise ob ein Schuldiger auszumachen war, steht in den Berichten der Rettungssanitäter nicht, oder nur dann, wenn es für den Zustand des Patienten unmittelbar von Bedeutung ist: »wurde überrascht«, oder: »schlitterte wegen technischen Defekts frontal ...«. In den meisten Fällen aber sieht sie nur das Resultat und fragt sich zuweilen nach dem Zunähen, oder während sie Jörg, ihrem Chef, bei schwierigen Operationen

assistiert, was es gebraucht hätte, um den gequetschten Brustkorb oder das künstliche Koma zu vermeiden. Glück? Anderes Wetter? Oder mehr Vorsicht bei allen Beteiligten? Clara beißt sich auf die Unterlippe: bei allen Beteiligten ... Denn auch wenn die junge Frau heute Morgen offensichtlich nicht vorsichtig um sich geschaut hat, bevor sie zwischen den geparkten Autos heraus auf die Straße lief – hätte sie selbst den Zusammenstoß dennoch verhindern können, wenn sie anders reagiert hätte? Langsamer gefahren wäre? Wie schnell ist sie denn gefahren, überlegt Clara und merkt, wie schwer sie diese Frage beantworten kann. Sie ist nicht gerast, das ist sicher, kann aber auch nicht genau sagen, wie schnell sie im Moment des Zusammenpralls gewesen ist oder wo ihre Gedanken waren. Ihre Erinnerung ist lückenhaft. Unverlässlich. Und das ärgert sie.

Zumal die junge Frau, je länger Clara über den Vorfall nachdenkt, wirklich nicht so wirkte, als kenne sie sich in der Gegend aus. Dafür schaute sie beim Davonlaufen zu oft hektisch um sich. Wie eine Touristin wirkte sie in ihrer Panik aber auch nicht. Clara schließt die Augen und versucht, die Frau so deutlich wie möglich vor sich zu sehen: Ihr dichtes, schwarzes Haar, das schon dabei war, sich aus dem Knoten am Hinterkopf zu lösen, ihr Teint, den Clara zwar nur flüchtig, selbst noch benommen, mehr mit den Augen gestreift als wirklich gesehen hat – war er nicht eine Spur dunkler, gebräunter als das deutsche Durchschnittsblass? Und das Haar ein wenig kraus? Wahrscheinlich. Eindeutig und scharf ist das Bild vor ihrem inneren Auge nur, wenn es um den Rücken der Frau geht, um ihre schlecht sitzende, wie zusammengewürfelt wirkende Kleidung, ihre hohen Schnürstiefel und ihre ausladende Art zu rennen, aus der geschlossen werden kann, dass die junge Frau vermutlich keine geübte Läuferin ist, aber eine gute Kondition hat. Dass sie,

wenn es darauf ankommt, schnell und effizient die Flucht ergreifen kann. Nur warum, vor wem rannte sie so panisch davon?

Es klopft. Tarun öffnet zum zweiten – oder bereits dritten? – Mal die Tür und erkundigt sich vorsichtig, ob Clara vielleicht jetzt Hunger habe? Statt einer Antwort steht Clara auf, geht auf Tarun zu und streckt die Arme aus, während sie ihn fragt: »Und du?« Tarun zieht stumm die Wangen ein, reißt die Augen auf und hält sich den Bauch. Clara muss lachen, derart »eingesogen« wirkt Tarun noch größer als sonst, sie küsst seinen in der Grimasse spitzen Mund, und sie verlassen das Zimmer.

Als Tarun das duftende Lammcurry und den Reis auf ihren Tellern verteilt, ist ihm die Vorfreude anzusehen. Sonntagabend, der einzige Tag in der Woche, an dem Tarun kocht, da man zum Kochen, wie er sagt, »Zeit, Musik und Muße braucht«. Musik heißt bei ihm meist eine der Bands, denen Tarun »lebenslange Treue« geschworen hat: *Portishead*, *Krosswindz* und, seitdem er in Deutschland lebt, auch *Rammstein*; wohingegen Zeit bedeutet, dass das Lammfleisch bereits seit heute Vormittag in seiner Marinade immer aromatischer geworden ist. Clara schenkt den Rotwein ein. Ihre Gläser berühren einander kurz und klirrend, und sie lächeln sich an, anstatt etwas zu sagen. Es folgt das Klappern des Bestecks, ein stummes, genussvolles Kauen. Clara streift sich die Hausschuhe von den Füßen und legt ihre Zehen auf Taruns Füße, die wippen zweimal, wie immer. Nach einer Weile beginnt Tarun zu erzählen, berichtet, er habe am Nachmittag lange mit dem Bauleiter vor Ort in Haora telefoniert.

»Heute, am Sonntag?«, fragt Clara nach.

Tarun nickt: »Wir haben über das Fundament gesprochen. In ungefähr zwei Monaten beginnt der Monsun, bis dahin muss das gesamte Fundament fertig ausgehärtet sein.«

»Ich verstehe«, antwortet Clara, sie greift nach ihrer Gabel, isst weiter und sieht dabei, was Tarun beschreibt, vor ihrem inneren Auge: große Stahlgitter, die waagrecht in die Schalung im Boden gesetzt werden, über Rohre in die Schalung einfließender Beton und daneben Messgeräte, für die Kontrollen. Ein rundes Fundament für ein, wie Clara weiß, rundes, sechsgeschossiges Gebäude, für den »Turm«, mit dem die wachsende Millionenstadt Haora, die Nachbarstadt Kolkatas, versucht, für die vom Land kommenden Arbeiter einen Ort zu schaffen, der etwas anderes ist als die Hütten aus Palmblättern und Plastikplanen entlang der Bahnleise oder im Schatten der Industrieanlagen. Die Industriekonzerne selbst bauen zurzeit in Absprache mit der Stadt Wohnblocks für zehntausend Arbeiter und ihre Familien, und das Berliner Architekturbüro, in dem Tarun arbeitet, wurde von der Stadt Haora und der Landesregierung ausgewählt, um neben den neuen Wohnungen seinen Entwurf eines »Ortes zum Durchatmen« zu bauen, einen »Ort zum Durchatmen« in dem Sinne, dass die Luft in dem Turm besser sein soll als auf den befahrenen Straßen und in den Fabrikhallen, ein Ort zum Durchatmen aber auch in der Hinsicht, dass die neuen Stadtbewohner in den Etagen des Turms verweilen, essen, lesen, meditieren oder Sport treiben können.

»Schon bei der Herstellung des Fundaments müssen wichtige Entscheidungen, was die Verlegung der Rohre, die Lüftungs- und Sanitäreanlagen und die Elektronik im gesamten Gebäude betrifft, gefällt sein«, erklärt Tarun, »ein übersehenes Detail in der Planung oder ein Fehler beim Legen der Rohre kann später langwierige, kostspielige Folgen haben«, Tarun runzelt die Stirn, »was die Sache einigermaßen komplex macht, wenn der fertige Bau Dinge wie Wasserläufe in den Gängen und kleine Springbrunnen zur Reinigung der Luft enthalten soll, wenn noch nicht

bekannt ist, wer die Restauration im zweiten Stock betreiben wird und die vor Ort geltenden Bauvorschriften vieles anders, nicht so klar und detailliert definieren, wie wir es in Europa gewöhnt sind.« Tarun lacht auf und wird gleich wieder ernst: »Schon allein, um sicher zu sein, dass nichts Wichtiges übersehen oder vergessen wurde, ist eine ständige Prüfung des Fundaments so wichtig.«

»Selbst kannst du die Details im Fundament von hier aus aber nicht prüfen, oder?«, fragt Clara und greift nach der Schüssel mit dem Reis.

»Nur bedingt«, erwidert Tarun. »Ich kann anhand der Messwerte und der Bilder, die der Bauleiter mir schickt, erkennen, wie weit wir sind, und mir manche Sachen anschauen, bevor sie später ummauert werden.«

Clara nickt. In den fast zweieinhalb Jahren, die sie Tarun seit dem Silvestermorgen 2010 kennt, ist dieses Projekt das erste, das Tarun von Anfang an mitgeplant und betreut hat, das Projekt, bei dem er nicht, wie bei dem Bahnhof in Schweden oder den Bauten hier in Berlin, dazugestoßen ist, sich integriert und »geholfen« hat, nein: »der Turm«, wie Tarun den Bau im Werden gerne nennt, ist das Projekt, bei dem er, der Inder in einem Büro voller Deutscher und Engländer, er, der seine Kindheit und Schulzeit selbst in Kolkata verbracht hat, von der ersten Zeichnung an federführend gewesen ist; das Projekt, bei dem Tarun auf die Idee mit dem Rundbau, den Wasserläufen und den einander umschlingenden Treppen im Gebäudeinneren gekommen ist.

»Das, was mich als Student beim Analysieren von Bauzeichnungen so fasziniert hat, ist auch die größte Herausforderung beim Bauen«, sagt Tarun und lächelt: »Alles hängt mit allem zusammen, das am Ende Sichtbare mit dem Unsichtbaren, die

Sporthallen mit den Entlüftungsschächten, die Wasserbecken für die Kinder mit dem Rohrsystem im Boden, und selbst der leere Saal oben unter dem Dach braucht funktionierende Klimaanlagen und genügend Stromleitungen.« Tarun beugt sich vor, zu Clara: »Ich habe in den letzten Tagen öfters an meinen ersten Professor in London gedacht, der einmal zu uns gesagt hat: ›Ein guter Architekt muss in der Lage sein, von jedem Punkt des Fundaments aus hochzublicken und alles über ihm, jeden Boden, jedes Rohr und jede Isolierfolie, jedes Detail bis zum Dach in Maß und Material genau benennen können.‹«

Eine interessante Forderung, findet Clara, ein Gebäude mit Wissen zu sezieren. Sie legt ihr Besteck auf den Teller, beugt sich ebenfalls vor und fragt schmunzelnd: »Gilt das auch für Mediziner? Sollte auch ich einen Menschen an jedem Punkt seines Körpers von der Haut durch das Aderngeflecht, an den Knochen und der Fettschicht vorbei bis zu den Organen nicht nur mit dem Skalpell und der Schere sezieren können, sondern die verschiedenen Schichten auch aus dem Kopf heraus ›in Maß und Material‹ benennen können? Individuelle Unterschiede in der Dicke der Fettschicht und der Größe der Leber dabei mitgedacht?«

Tarun legt den Kopf zur Seite und fragt: »Und wenn ja, könntest du es?«

Clara denkt ernsthaft über die Frage nach. »Ja«, sagt sie dann und fügt hinzu: »Ich denke, in meinem Beruf ist das Pflicht, sozusagen die Basis von allem.«

Worauf Tarun seine Hand ausstreckt, ihre Hand in seine, wie immer warme, Hand nimmt und über Claras Finger streicht. »Dabei ist Ihr taktiler Gespür, Frau Doktor, nicht zu unterschätzen, führt es Sie doch durchaus zu neuen Kenntnissen über ganz bestimmte Knochen und Lenden ...«, sagt Tarun schmunzelnd.